

## DER ARCHIPEL HUMANITÄT

„Ein Archipel, seit dem 13. Jahrhundert in weiterem Sinne ‚Meeresregion mit vielen Inseln‘, bezeichnet eine inselreiche Meeresgegend. Im Unterschied zur Inselgruppe bezeichnet Archipel nicht allein die Inseln, sondern auch das zwischen ihnen liegende Meeresgebiet.“

(Wikipedia)

### 1. Das Meer

Ich wollte das Meer verstehen, ich habe diese Inseln nicht gesucht. Ich bin mir ihrer Existenz erst bewußt geworden, als ich, wie Odysseus bei den Phäaken an ihren rettenden Gestaden strandete.

Rückblick, Dezember 2011. Ich stehe in Manhattan und beobachte einen der dogwalker, die den hart arbeitenden Singles die Hunde ausführen, ohne deren Gesellschaft sie abends, wenn sie nach Hause kommen, vor Einsamkeit Selbstmord begingen. In der einen Hand die Leine, in der anderen sein Smartphone, aus dem es tönt: “The best things in life are free, but you can give’em to the birds and bees. I want money...”

Daß etwas schief läuft mit unserem System, daß das Versprechen von immer größerer Freiheit sich gegen die Menschen kehrt, ist keine neue Erkenntnis, aber vielleicht, denke ich, könnte man dem Systemfehler auf den Grund kommen, indem man anhand dieses allgegenwärtigen Smartphones – die volkswirtschaftliche Logik gegen sich selbst kehrend – die wahren Kosten, die Folgekosten dieser Geräte berechnet?

Die Ausbeutung von Ressourcen und Arbeitskräften quantifiziert, die Entsorgung der amerikanischen Arbeiter und schließlich die der Geräte auf mexikanischen Müllhalden?

Müßte dabei nicht herauskommen, daß irgendjemand oder irgendetwas für unser ikonisches Werk- und Spielzeug zahlt, und zwar viel mehr, als es unsereinen kostet?

Diesen Gedanken legte ich einem renommierten Volkswirtschaftsprofessor zur Berechnung vor:

„Lieber Herr Kleeberg, eine gute und korrekte Antwort darauf ist nicht einfach. "Kosten" wird das iPhone weniger als 350 \$, denn Apple macht tüchtig Profit damit. Wie hoch die Marge ist, weiß ich nicht. Sagen wir mal 25%, macht so etwa 250\$, und 100\$ Profit.

Ihre Frage ist, wie hoch die Kosten der vielen Nebeneffekte sind, die auf andere Rücken und Portemonnaies überwältigt werden und nicht in den 250\$ stecken. Im vornehmen

Ökonomendeutsch sind das die Kosten der externen Effekte. Und völlig richtig: Man muss alle Opportunitätskosten in reale Folgekosten übertragen. Ich würde das folgendermaßen angehen und dabei kräftig schätzen müssen, dabei im Zweifelsfalle immer zu hohe externe

Kosten ansetzen wollen:

1. Die Arbeiter in den USA, die diese Smartphones eben NICHT mehr herstellen, haben andere Jobs bekommen. Die Auslagerung von Produktion bei gleichzeitigem Fortbestehen von Management, Design, Vertrieb etc. schafft unter dem Strich mehr Lohn Einkommen als es verliert. Das gilt für Deutschland, hier kenne ich dementsprechende Rechnungen der Bundesbank, wie für die USA.
2. Ob die seltenen Erden zu einem ökonomisch korrekten Preis verkauft werden, ist in der Tat anzuzweifeln; auch Erdöl wird zu billig verkauft, weil die Endlichkeit der Ressource im Preis nicht korrekt widerspiegelt wird. Aber das sind für ein Smartphone sehr kleine Beträge, weil sie nur in ganz kleinen Mengen für die Elektronik verwendet werden.
3. Die chinesischen Wanderarbeiter haben sicher eine bessere Bezahlung und bessere Arbeitsbedingungen verdient. Siehe Foxconn. Wenn ihr Arbeitsanteil an einem iPhone 20\$ ist (halte ich für hoch gegriffen), dann sollten es vielleicht eher 60 sein. Also 40\$ Extrakosten.
4. Transportkosten sind drin. Eine Flasche Wein von Europa nach Japan zu transportieren kostet 5\$. iPhones sind leichter, sagen wir 2\$. Selbst wenn der Preis um das 10fache daneben liegt, weil man Umweltverschmutzung etc. in diesen zu niedrig angesetzten Transportkosten ignoriert, wären das 20\$.
5. Entsorgung in Mexiko: Wieder 20\$ Transport. Gesundheitskosten pro iPhone? Wenn dieser arme mexikanische Arbeiter pro Stunde 3 iPhones auseinandernimmt, sind das bei 2000 Arbeitsstunden im Jahr 6000 iPhones im Jahr. Sie sehen schon die Größenordnung: selbst wenn man sehr hohe gesundheitliche Folgekosten annimmt, kommt man pro iPhone auf keine hohen Beträge.

Summa summarum: Ich denke, dass Ihr Gefühl trügt. Man kommt nicht auf die Zahlen, die Sie nennen. Ich denke, selbst 100\$ pro iPhone sind viel zu hoch gegriffen. Man kann daraus sicher eine moralische Geschichte, aber kaum ein ökonomisches Argument stricken.“

Eine moralische Geschichte also. Ich wollte aber keine moralische Geschichte, sondern einen ökonomischen Beweis. Ich wollte Zahlen sehen, die mir beweisen, daß das, was Michael J. Sandel in seinem Buch „Was man für Geld nicht kaufen kann“ als den fatalen Übergang von einer Marktwirtschaft in eine Marktgesellschaft darstellt, in der alles zu kaufen ist, auch volkswirtschaftlich berechnet werden kann.

So reichte ich den Mailwechsel mit dem Professor einem Freund weiter, ebenfalls Volkswirt und Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens. Auf seinen fatalistischen Zynismus war ich schlecht vorbereitet.

„Du musst das wirtschaftliche vom moralischem Ideal trennen. Moralisch zahlt das iPhone der Wanderchinese und die Umwelt. Wirtschaftlich ist es ein perpetuum mobile, weil es derart viele neue Wege der Beschäftigung auslöst, dass es eher ein Segen ist. Softwareherstellung, Anwendungen, Verkürzung des Faktors Zeit sind nur ganz wenige wirtschaftlich fördernde Faktoren. Das schafft Mehrwert, den steckt sich aber Steve Jobs ein, ohne mit der Wimper zu zucken, und den scherten die Arbeitsbedingungen und Umweltschäden nur für die Presse, de facto ist Apple, wie alle großen Unternehmen, ein Ressourcenvernichter und Menschenverächter. Aber wenn Du die Verknüpfung von Wirtschaft und Moral suchst, bist Du falsch hier!“

Nicht zufrieden mit dieser Erklärung schrieb ich zurück:

Ich möchte das Funktionsprinzip verstehen, nach dem a) die globalisierte Logik zugleich Fortschritt und ökonomischen, ökologischen und humanen Schaden anrichtet. Das ist keine moralische, sondern eine ökonomische Frage. Man muß doch die moralischen Kosten irgendwie quantifizieren können, und irgendwer muß sie doch auch zahlen. Sie verschwinden ja nicht wie Rauch auf ihrem Weg um die Welt, oder etwa doch? Und b) Ich möchte auch ökonomisch verstehen, wie es kommt, daß die Logik von Kaufen und Verkaufen immer mehr Lebensbereiche überzieht, für die früher andere Normen gegolten haben. Nur weil es geht und weil die Leute es nicht anders wollen? Aber wenn sie es nicht anders wollen, sind sie dann im Grunde nicht schon, wie von einem Virus, von dieser Logik angesteckt?

Die lapidare Antwort:

„Fortschritt ist ein Produktivfaktor einer Volkswirtschaft und schafft keinen Schaden – ökonomisch. Du kannst Moral nicht wirtschaftlich quantifizieren – vermische nicht Moral und Ökonomie! Die wirtschaftlichen Kosten der verfaulten Zähne der Wanderarbeiter, die sie wegen Geldmangels nicht reparieren lassen konnten, die gibt es nicht, solange sie produktiv sind und dann - ohne der Gesellschaft Kosten zu verursachen – sterben und ggf. eben doch in Rauch aufgehen. Virus... Logik... angesteckt... Du vermischt immer wieder wirtschaftliche Kreisläufe mit Moral – gib das auf! Das kannst Du werten, aber nicht quantifizieren. Erlaubt ist, was die Gesetze hergeben und für manchen sogar noch mehr.“

Als ich daraufhin empört gegen die Begrenzungen der Volkswirtschaftslehre wetterte, schrieb er mir ironisch zurück:

„Du glaubst die Volkswirtschaftslehre ist eine Wissenschaft? Ha! Du muß sie dir eher wie die deutsche Abwehr gegen Schweden vorstellen! Sie hat 2008 derart versagt, dass man sich fragen muss, ob das Ganze nicht nur Masturbation ist. Nichts von dem Szenario, das 2008 zur

Finanzkrise geführt hat, kommt in der VWL vor, und auch heute bietet sie keine Lösung an. Sie ist eher so eine Art Unternehmensberatung für Staaten.“

Zunächst einmal fühlte ich mich wie ein Verlierer, wie ein Amateur. Meine Theorie war volkswirtschaftlich nicht haltbar, und ich bekam von den Spezialisten die Arschkarte „Moral“ hingehalten. Und doch schien bei beiden meiner Gesprächspartner so etwas wie ein leichtes Bedauern darüber mitzuschwingen, daß ihr Fach sich für diese moralischen Aspekte als schlicht nicht kompetent betrachtete, daß sie keine Rolle spielen, obwohl sie doch zweifellos das Leben bestimmen. Vielleicht also war ich nur einfach eitel gewesen, indem ich versucht hatte, die Argumente der Gegenseite gegen sie zu kehren. Denn wenn es tatsächlich so ist, daß sich moralische Fragen nicht quantifizieren lassen, dann muß man vielleicht den Spieß umdrehen und die Ethik als die Stinger-Rakete des Moral-Mudschaheddin im Kampf gegen das Reich der Marktgesellschaft anwenden.

So begann ich im Meer nach rettenden Inseln jenseits der Marktlogik Ausschau zu halten.

## 2. Die Inseln

Die erste Insel, die ich nach der Rückkehr aus New York als solche wahrnahm, liegt im Hintertaunus. Ich habe die Freunde, die in Frankfurt arbeiten und hier „an der Peripherie“, wie sie es nennen, leben, immer gerne besucht, weil sie ein so offenes Haus führen. Diesmal sah ich zum erstenmal die Struktur hinter dem, was mir bis dahin als eine glückliche private Fügung erschienen war.

Ich geriet bei meiner Ankunft mitten in die Vorbereitungen zu einem Ereignis, das das halbe Dorf beschäftigte, Zugezogene wie Eingeborene. Es wurde eine Oper aufgeführt, die ein pensionierter Pfarrer in Hexametern nach klassischen Vorlagen verfaßt hatte. Die Hauptperson, den Theseus, gab ein am Ort geborener Bauingenieur, die weibliche Buffarolle wurde von einer Kosmetikerin gespielt, die jüngste Ballettratte zählte fünf, die älteste Chorsängerin 93 Jahre. Ein Dutzend ortsansässige Frauen schneiderte die Kostüme, Mitglieder der Blasmusikfanfare versuchten sich an Jean-Baptiste Lully, die sonst bolzenden Jungs waren als hellenische Soldaten verpflichtet, zehn Familien caterten, und wer tatsächlich nicht selbst involviert war, kam als Publikum seiner Verwandten, Nachbarn oder Freunde. Die Aufführung war ein Erfolg der besonderen Art, kein Kunstkonsum, sondern ein Glücksmoment gemeinsamen Kunstmachens. Die hessisch gebabbelten Hexameter zu hören versetzte mich wie im Traum in die Goethezeit und auf die Gerbermühle. Das Verrückteste: das Stück, das drei Monate lang das ganze Dorf in Atem gehalten hatte, wurde nur an einem lauen Sommerabend aufgeführt, ohne Presse, ohne Video – es war das Kunstwerk, das

freiwillig und bewußt ins Zeitalter vor seiner technischen Reproduzierbarkeit zurückgekehrt war und danach nur noch in den kollektiven und individuellen Erinnerungen existieren wird. Was es natürlich im Gegensatz zu all den Erlebnissen, die man konserviert, unvergeßlich machte. Es besaß eine Aura.

Und es war nicht vereinsmäßig organisiert worden, sondern dezentral: in den Köpfen Einzelner, die die vorhandenen Strukturen zu nutzen wußten. Und vielleicht gerade deshalb konnte es zum gemeinsamen Werk werden, vermochte es, die Zeit und die Lust von hundert Menschen, ihre Nachmittage, Abende, Wochenenden zu absorbieren, obwohl hier weder Geld noch Ruhm noch Fernseh- oder Zeitungspopularität zu gewinnen war.

Hatte ich den „Theseus“ noch für einen glücklichen Zufall gehalten, kamen mir anhand einer anderen Geschichte erste Zweifel, es nur mit einem Phänomen der Freizeitgestaltung in der Provinz zu tun zu haben: Der Sohn meines Freundes litt im Gymnasium unter dem Philosophieunterricht, obwohl er eigentlich ungeheuer aufnahmebereit war für große Fragen. Sein Vater erinnerte sich an einen alten Kommilitonen aus Jugendzeiten, der den Sprung aus seinen geisteswissenschaftlichen Studien in kommerzielle Verwertbarkeit nie wirklich geschafft hatte. Er lud ihn ein, den jungen Männern im Dorf auf der Agora einer Wohnküche in Erzählung und Gespräch, Rede und Widerrede ein wöchentliches philosophisches Kolloquium zu halten. Ich sehe das vor mir: die Sechzehn-, Siebzehnjährigen, die, ernstgenommen in ihrem halb erregenden, halb schamhaften Drang nach Geist, in tollkühnen Sprüngen von Heraklit bis Hugo Ball, von Platon bis Benjamin, jene Welt entdecken und ausmessen dürfen, die in ihrem sonstigen Umfeld eine schlichte Peinlichkeit geworden ist, ein brotloser Zeitvertreib für Außenseiter.

Der Durst dieser Halbwüchsigen nach Geist war unerschöpflich, und ihr Hauslehrer erhielt hier eine späte und wunderbar erfüllende Aufgabe – abgeschirmt von kommerziellen Erfordernissen und Bedrängnissen konnte er tun, was er gelernt hatte und liebte – sein Wissen weiterzugeben, frei, kostenlos, grenzenlos und auf offene Ohren stoßend. Aus all seinen Manuskriptblättern dieser Jahre ist schließlich sogar ein Buch geworden, eine Einführung in die Philosophie für Jugendliche, etwas das er in all den Jahrzehnten zuvor nie zustandegebracht hatte.

Woher kommt diese geteilte Lust am gemeinsamen nichtkommerziellen Tun? Als ich mich mit meinem Freund darüber unterhielt, brachte er, der vom Ministranten zum Frankfurter Sponti und schließlich zum Leiter einer Sozialeinrichtung für Kinder geworden war, mich auf einen Begriff, den Herbert Marcuse geprägt hatte: das ‚überschüssige Bewußtsein‘. Rudolf Bahro nahm ihn in seiner „Alternative“ auf und definierte ihn als „eine Bedürfnisstruktur“,

„die zwar durch die vorhandene Struktur hervorgebracht wird, aber nicht in ihr befriedigt werden kann.“ Er beschreibt das überschüssige Bewußtsein als „die freie, nicht mehr vom Kampf um die Existenzmittel absorbierte, psychische Kapazität“ und unterscheidet eine „kompensatorische“ und eine „emanzipatorische“ Spielart. Während erstere danach strebt, in materiellen Dingen Erfüllung zu finden, kämpft die andere um Selbstverwirklichung der Persönlichkeit.

Was der Marxist bei solchen Überlegungen, die sich bei ihm ja immer um Klassengegensätze und ihre Überwindung drehen, naturgemäß vernachlässigt, ist, daß es dieses überschüssige Bewußtsein schon immer gab, und daß es, früher wie heute, gerade als emanzipatorisches, auch ganz andere Interessen und Ziele hatte als den Umsturz einer Gesellschaftsordnung. Denn stets gab es Felder, wo das humane gemeinsame Tun auf fruchtbaren Boden fällt, weil sie von Natur aus der kommerziellen Logik enthoben sind: die Kunst, die Pädagogik, die caritative Hilfe, das Spiel.

Und genau in diesen Bereichen entfalteten sich die Glücksnetze des Taunusdorfes. Daß sie das konnten, ist natürlich auch den vorhandenen Institutionen und Zusammenschlüssen zu danken, die immer schon überschüssiges Bewußtsein im besten Sinne in nützliche Handlungen überführt haben: den Vereinen und Ehrenämtern, den evangelischen, katholischen oder freien sozialen Trägern, die unterhalb jeder medialen Aufmerksamkeitsschwelle in Deutschland Hunderttausenden neben ihrer Arbeit die Möglichkeit sinnvoller, nicht entfremdeter Beschäftigung schenken und ohne die unser Gemeinwesen zerbröselte und zerfiel wie altes Zeitungspapier.

Neu an den Inseln des Archipels Humanität ist die spontane Aktion Einzelner, die, flexibler und freier agieren und die vorhandenen Strukturen zu ganz neuen Konstellationen zusammenbringen können.

Auf dieser ersten Insel, die ich betrat, leben die Generationen nicht getrennt und für sich. Zugleich mit den jungen Philosophieschülern sind auch ältere Frauen im Freundeshaus. Die einen geben ihre Jugend in den Pool der Gemeinsamkeit, die anderen ihre Erfahrung oder auch ihre Schwäche. Man spürt das Prinzip einer unverfügbaren Würde eines jeden, die alle Beteiligten den Wert des Anderen diesseits einer wie immer gearteten Nützlichkeit sehen und erschließen läßt.

Die Eudämonie, der erfüllte Lebensmoment, hat nichts mit Besitz oder Konsum zu tun, er ist immer ein kostenloser Augenblick, ein Augenblick jenseits des Kosten-Nutzen-Denkens. Und deshalb auch einer, der nie autistisch zu erleben ist. Nur in der Kombination aus einem Ich, einem Gegenüber und der Interaktion zwischen beiden wird die Zeit nicht etwa ausgesetzt,

sondern transparent. Diese Momente, die nichts kosten (und nichts einbringen), entstehen entweder in der aktiven Kontemplation der Natur, im Schaffen, Ausführen oder Meditieren eines Kunstwerks oder im gemeinsamen Tun, das auch ein Zuhören sein kann, ein Gegenblick, eine gesammelte Aufmerksamkeit, ein Lehren und Lernen, ein Helfen und Sich-Helfen-Lassen.

Dort im Taunus ist es mir halb bewußt geworden, daß solches Miteinander keine rein private Ausnahme sein kann, sondern daß diese Konstellationen über sich selbst hinausweisen, paradigmatisch sein müssen, daß sie ein Aufbegehren sind, ein bewußter Kampf, wenn auch zugegebenermaßen ein Abwehrkampf.

Jedenfalls war mein Blick geschärft auf der Suche nach anderen Inseln des Archipels Humanität, von denen ich die erste genaugenommen sogar schon in New York selbst entdeckt hatte, wo ich in einen locker organisierten Kreis von urban gardeners geriet, die mitten in Greenwich Village auf einem Brachgrundstück eine florierende Gemüseproduktion samt bukolischer Mußenischen und Armenspeisung in Gang gebracht hatten. Ohne feste Strukturen, Organisationen, Arbeitszeiten und auf Tauschbasis nach dem Prinzip: Du bringst etwas ein, du nimmst etwas mit.

Immer geht es darum, etwas zu tun, nie um ein Konsumieren, und zwar um ein Tun zu einem gemeinsamen Zweck oder für einen Adressaten.

Es ist nie ein Tun mit kommerziellem Ziel oder Ergebnis, es wird kein finanzieller Mehrwert erwirtschaftet, die Logik von Kauf, Verkauf und Gewinn ist ausgesetzt.

Es ist ein generationen- und schichtenübergreifendes Tun. Es ist nicht die Aktivität einer bestimmten Alters- oder Peergroup, sondern es wird geradezu dadurch kennzeichnet, daß es die größtmögliche erreichbare Gemeinschaft aus Alt und Jung, Arm und Reich, gebildet und ungebildet strukturell miteinbezieht.

Es ist ein anonymes Tun. Kein Ego kommt berühmter heraus als es hineingegangen ist. Es gibt keine Hierarchien zwischen Initiatoren und Mitmachenden, es gibt keinen Imagegewinn. Es gibt keine Fans und keine Follower, keine Präsidenten- und Vorsitzendenposten. Der Gewinn liegt einzig in der gemeinsam verbrachten intensiven, unverlierbaren Zeit.

Der Archipel Humanität ist keine revolutionäre Bewegung, um das kapitalistische System zu zerstören oder zu überwinden. Er ist eher eine Guerillapaxis, um sich ihm von Zeit zu Zeit zu entziehen. Nicht Hierarchien, sondern Individuen schaffen sie. Und deren „psychische Kapazität“ ist „nicht mehr vom Kampf um die Existenzmittel absorbiert“, es sind Menschen, die keine akuten Finanzprobleme haben und nicht zu den Verlierern des Systems gehören, das muß dazu gesagt werden.

Der Archipel ist ein Versuch, Lebensbereiche vor der „giftigen Geldwirtschaft“ zu schützen, eine Art Sherwood Forest einer anderen Lebenspraxis, in dem andere Regeln gelten als außerhalb des Waldes, ohne daß die Hoffnung oder der Wille bestünde, die Verhältnisse innerhalb der Enklave nach außen stülpen zu können. Der Archipel ist der Versuch, unter dem Radar zu fliegen, ein Versteck vor den Gesetzen der herrschenden Logik, eine Freistatt, an der man nicht geschlagen werden kann. Er ist ein Versuch, ein richtiges Leben im falschen zu führen. Und vielleicht ist genau das die heute einzig mögliche revolutionäre Praxis: das (zeitweise) Ignorieren des falschen Lebens und das hier und jetzt praktizierte richtige. Oder anders gesagt: Stell dir vor, es ist Markt, und wir gehen heute nicht hin.